



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Miszellen

Das Weserrenaissance-Museum Schloß Brake: „Kultureller Kristallisationspunkt in Ostwestfalen-Lippe.“

Beitrag von Maria Siekmann

So bezeichnete die Ministerin für Stadtentwicklung, Kultur und Sport, Ilse Brusis, anlässlich der Eröffnung der Ausstellung „Adel im Weserraum um 1600“ dieses Museum, dessen Gründung sich im November 1997 zum elften Mal jährt.

Die kurze, aber ereignis- und erfolgreiche Geschichte des im Renaissance-Schloß zu Brake beheimateten Kulturinstitutes wurzelt im frühen 20. Jahrhundert. Der Kunsthistoriker Richard Klapheck beschäftigte sich mit der repräsentativen Architektur des Weserraumes und erforschte die Bezüge zur italienischen und niederländischen Renaissance, wobei er interessante bauliche Gemeinsamkeiten der zwischen 1520 und 1650 errichteten Schlösser, Rathäuser und Bürgerbauten feststellte. Der Begriff „Weserrenaissance“ war geboren und fand rasche Verbreitung durch ein von Max Sonnen herausgegebenes Buch. Allmählich wuchs in den 20er und 30er Jahren das Interesse an landschaftsspezifischen Baustilen und das Bewußtsein für die Schutzwürdigkeit und den Denkmalwert der Renaissancebauten. Der Weg zu einer systematischen Erforschung und Dokumentation war aber noch lang und wurde in den achtziger Jahren maßgeblich initiiert durch MdB Dr. Christoph Zöpel. „Nirgendwo in Mitteleuropa wurden im 16. Jahrhundert so viele und so reichhaltig ausgestattete Renaissance-Bauten erreicht wie im Weserraum. [...] Dieser Baustil prägt die Kulturlandschaft im Weserraum. Die Weserrenaissance zählt neben den romanischen Kirchen in Köln zu den bedeutendsten regionalen Ausprägungen einer Stilepoche [...]“ so Zöpel im Vorwort zum Memorandum des Museums der Weserrenaissance.

Im Rahmen des Weserprogramms, für das die Länder Nordrhein-Westfalen, Niedersachsen und Hessen verantwortlich zeichnen, wurde das Weserrenaissance-Museum gegründet und Schloß Brake zu einem Zentrum der Renaissance-Forschung mit regionalem Schwerpunkt im Weserraum ausgebaut. Gründungsdirektor Dr. G. Ulrich Großmann erläuterte seinerzeit das Konzept:

Bislang habe man sich lediglich mit den Aspekten der äußeren Architektur beschäftigt, nicht mit dem Gebäudeinneren; es seine auch im Bereich der Malerei und der Bildhauerkunst erhebliche Forschungslücken vorhanden. Zielstrebig betrieb Dr. Großmann die Einrichtung eines wissenschaftlichen Forschungsprojektes, das dem Museum angegliedert werden sollte. Sein Einsatz war erfolgreich. Schon 1990 gab das Land Nordrhein-Westfalen grünes Licht. Gefördert und betrieben wurden seitdem Wissenschaft, die die Voraussetzungen und Wirkungen, auch der europäischen Beziehungen, zum Weserraum um 1520 bis 1650 erfaßt. Ergebnisse der aktuellen Forschungen fließen ein in die Dauerausstellungen, in Sonderausstellungen und Buchveröffentlichungen. Studenten, Doktoranden und junge Wissenschaftler werden gefördert und Fachsymposien zur Renaissance veranstaltet.

Unter der neuen Leitung von Frau Dr. Vera Lüpkes als Museumsdirektorin und Herrn Dr. Heiner Borggreffe als Leiter des Forschungsprojektes steht das Ziel der lebendigen Darstellung und Vermittlung der historischen Kultur des Weserraumes unter Berücksichtigung überregionaler Einflüsse obenan. Konkretisiert wurde dieser Schwerpunkt einer ganzheitlichen Erforschung und Vermittlung vergangener Lebensbereiche zum Beispiel mit den Themen „Höfische Kultur der Weserrenaissance“ und „Umwelt- und Technikgeschichte der Frühen Neuzeit“. Dieser interdisziplinäre Ansatz ermöglichte eine weitere Förderung durch das Land Nordrhein-Westfalen.

Der veränderte Forschungsschwerpunkt kann und wird seine Ergebnisse nicht nur durch Publikationen und Ausstellungen öffentlich präsentieren. Konzerte, Soiréen als Augen-, Ohren- und Gaumenschmaus, Schloßfeste, besondere Veranstaltungen für

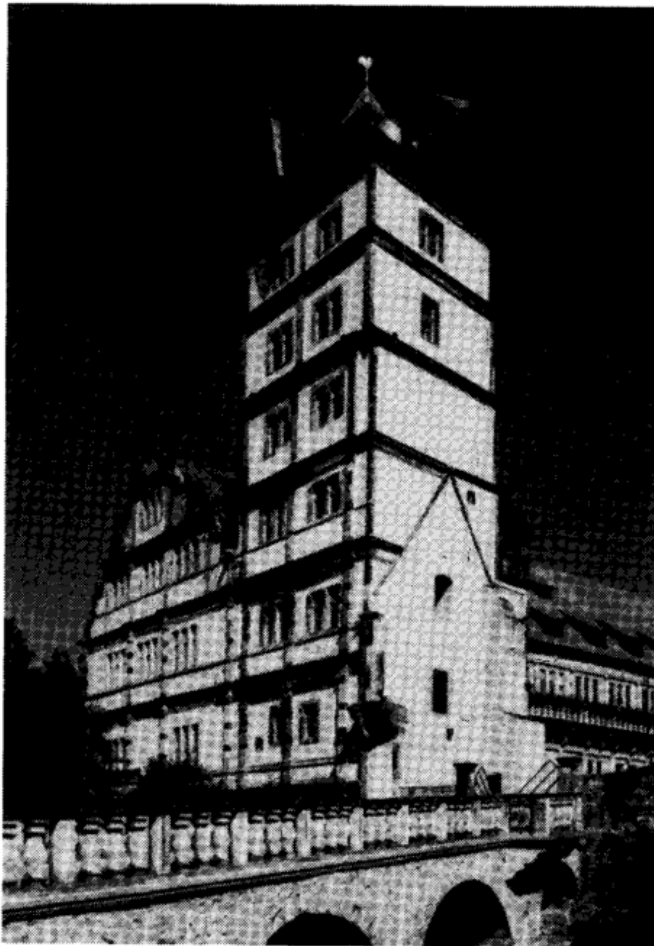
Kinder und Jugendliche - diesen Formen der Popularisierung des Themas „Weserrenaissance“ hat sich glücklicherweise der „Förderkreis Kultur“ angenommen.

Wer die Entwicklung des Weserrenaissance-Museums in den letzten Jahren verfolgt hat, sieht, das sich der ganzheitliche Ansatz bereits in einer ersten, recht bemerkenswerten Wachstumsphase befindet. Inszenierungen zu Festkultur und Hofzeremoniell, Konzerte mit Aufführungen von Renaissance-Kompositionen, Kennenlernen der Eßkultur und der Tischsitten des 16. Jahrhunderts, Demonstrationen und Ausüben historischer Handwerkstechniken wird einem

wachsenden Gästekreis angeboten. Die Museumspädagogik - seit fast fünf Jahren von privater Seite gefördert - zeigt einen ständigen Aufwärtstrend.

Mit dem Projekt „Weser als Fluß mit europäischer Dimension“ wird ein historischer Beitrag zur Expo 2000 in Verbindung mit dem Museum Hameln, dem Mindener Museum und dem Preußen-Museum Minden vorbereitet.

Dr. Vera Lüpkes und ihr Team arbeiten weiter an der Umsetzung dieses Konzepts und halten die Museumstüren im Schloß Brake weit geöffnet.



Schloß Brake -Blick auf den Turm und Westgiebel des Nordflügels
(Foto: M. Säck)

400 Jahre Buchdruck in Paderborn

von Andreas Neuwöhner

Die Erzbischöfliche Akademische Bibliothek von Paderborn zeigte vom 25. April bis 23. Mai 1997 eine Ausstellung zum Buchdruck der Familie Pontanus in Paderborn. Matthäus Pontanus (Brückner), der im September 1596 von Münster nach Paderborn zog, begründete hier das Druckhandwerk und stellte im folgenden Jahr das erste in Paderborn gedruckte Buch her. Damit war 100 Jahre nachdem Johannes Gutenberg diese technische Revolution durch die erste Buchdruckpresse ausgelöst hatte, der Buchdruck auch nach Paderborn gekommen.

Die Gründung einer Paderborner Druckerei mit einem Drucker, der „in katholischen Drucken qualifiziert“ war, erfolgte im Kontext der katholischen Reform Dietrichs von Fürstenberg, der als Bischof von Paderborn konsequent die Rekatholisierung seines Stiftes betrieb. Eine Paderborner Druckerei konnte durch die kostengünstige und auflagenstarke Herstellung von Lehr-, Gebetsbüchern und Streitschriften dazu beitragen, die Gläubigen mit den Inhalten der katholischen Kirche vertraut zu machen, und in Abgrenzung zum Protestantismus die eigene Identität zu stärken. Die große Bedeutung dieses Reformziels für die Druckertätigkeit von Pontanus zeigt sich in der inhaltlichen Ausrichtung seiner Drucke. Über 70% sind als theologisch-kirchlich zu klassifizieren. Pontanus selbst zeigte sich entschlossen „allein die jenigen Bücher, durch welche viel Menschen, entweder im Catholischen Glauben unterwiesen, oder zu mehrer lieb und grösserm Eyffer gegen Gott und allen Tugenden angezündet können werden, durch meinen Truck ans Liecht zu stellen“. Das bedeutendste und umstrittenste Werk dieser Kategorie war die Agende von 1602. Sie wurde von Pontanus durch einen Rot-Schwarz-Druck, verschiedenes Typenmaterial, Initialen und Vignetten aufwendig gestaltet. Als liturgische-pastorales Buch sollte die Agende zu einer einheitlichen katholischen Praxis der Sakramentenspendung führen, den Klerus dogmatische, moraltheologische und pastorale Instruktionen geben und durch eine abgewandelte Fassung des kleinen Katechismus des Petrus Canisius zur Unterweisung der Laien dienen.

Die verbindliche Einführung der Agende blieb aber nicht ohne Widerspruch des protestantischen Klerus, der einen starken

Rückhalt im Stiftsadel hatte und die Agende für ihre Dörfer und Gemeinden ablehnte. In dem nun entflammten Agendenstreit konnte Dietrich 1603 ein kaiserliches Mandat erreichen und in den folgenden Jahren die Annahme der Agende im gesamten Hochstift durchsetzen.

Die verbindliche Einführung der Agende blieb aber nicht ohne Widerspruch des protestantischen Klerus, der einen starken Rückhalt im Stiftsadel hatte und die Agende für ihre Dörfer und Gemeinden ablehnte. In dem nun entflammten Agendenstreit konnte Dietrich 1603 ein kaiserliches Mandat erreichen und in den folgenden Jahren die Annahme der Agende im gesamten Hochstift durchsetzen. Damit wurde trotz des weiterhin bestehenden latenten Protestantismus in der Bevölkerung ein öffentliches „evangelisches exercitium“ im Stift Paderborn nicht mehr praktiziert.

Von den profanen Druckwerken des Pontanus war der Paderborner Wappenkalender von 1613 der Höhepunkt der Ausstellung. Dieser älteste erhaltene Kalender besteht aus einer reichhaltig gestalteten Umrahmung, die das Stiftswappen, Abbildungen von Liborius und Kilian als Schutzpatrone, die Wappen der Äbte von Abdinghof, Marienmünster und Hardehausen und die 24 Wappen der Mitglieder des Paderborner Domkapitels enthält. Das Mittelteil zeigt das Kalendarium und ist zweifarbig schwarz-rot. Es wurde gleichzeitig mit der Umrahmung auf 5 Holzplatten gedruckt. Dieser im Vergleich zu seinen Nachfolgern noch relativ schlichte Kalender war bis 1690 in Gebrauch und wurde dann durch den Wappenkalender des Johann Rudolphi abgelöst. Der in der Akademischen Bibliothek gezeigte Kalender ist das einzige vollständig erhaltene Exem-

plar und belegt eindrucksvoll das handwerkliche Können des Pontanus.

Durch die erstmalige umfassende Präsentation der Pontanusdrucke mit ca. 60 Originalen, die ergänzt wurden durch Dokumente zur Familiengeschichte, dem Buchgewerbe und der politischen Situation des Hochstifts

gab die Ausstellung einen tiefen Einblick in die Lebenswelt des beginnenden 17. Jahrhunderts. Ein Begleitheft zur Ausstellung mit Beiträgen von Maria Kohle und Hermann-Josef Schmalor ist in der Bibliothek erhältlich.

Von der Keilschrift zum Computer: eine Zeitreise durch 5000 Jahre Informationstechnik.

Das Heinz Nixdorf MuseumsForum in Paderborn

Beitrag von Andreas Stolte

Mit dem Heinz Nixdorf MuseumsForum (HNF) gibt es seit Oktober 1996 in Paderborn eine europaweit einmalige Einrichtung, die den Besucher auf eine multimediale Zeitreise entführt. Das Museum präsentiert auf einer Ausstellungsfläche von 5.500 qm in herausragender Breite und Darstellungstiefe die Welt der Informationsverarbeitung von der Entstehung von Zahl und Schrift 3000 v. Chr. bis in das 21. Jahrhundert.

Das HNF vereint die klassische historische Dimension eines Museums mit den aktuellen und zukunftsorientierten Themen eines Forums. Es dient somit auch als Plattform für Veranstaltungen, die sich mit wesentlichen Fragen von Technik, Gesellschaft und Individuum beschäftigen.

Das HNF will mit seinen Ausstellungen und Veranstaltungen einen Beitrag zur Orientierung in der modernen Informationsgesellschaft leisten. Es macht dem Besucher die Welt der Informationstechnik aus Vergangenheit und Gegenwart zugänglich. Gleichzeitig bietet es die Möglichkeit zum Dialog und zur Auseinandersetzung mit den Chancen und Risiken der zukünftigen Entwicklung.

Die Dauerausstellung des HNF wurde von einem Team aus Wissenschaftlern, Ausstellungsarchitekten und Designer konzipiert und realisiert. Ergebnis ist eine umfassende, multimediale Präsentation in mehr als 60 Ausstellungsbereichen, die den Besucher eine Zeitreise durch die Vergangenheit und Gegenwart der Informationstechnik erleben läßt.

Die erste Etappe dieser Zeitreise führt von der Erfindung von Zahl und Schrift in

Mesopotamien bis zur Entwicklung des Computers als Universalmaschine in den 40er Jahren unsres Jahrhunderts. Während der zweiten Etappe erlebt der Besucher, wie der Computer unaufhaltsam von allen Bereichen der Technik und Gesellschaft Besitz ergreift und das Informationszeitalter eröffnet. Mehr als 1000 Exponate gegen Kunde von der erstaunlichen Entwicklung dieser Technik. Kuriose, originelle und seltene Ausstellungsobjekte aus mehreren Jahrhunderten unterhalten und unterrichten gleichermaßen. Zu den vielen Höhepunkten der Ausstellung zählen dabei der funktionstüchtige Nachbau der Leibniz-Maschine, ein Thomas Arithomètre von 1850, der Bordrechner der Gemini-Raumkapsel und der „Apple 1“.

Das HNF setzt in seiner Ausstellungspräsentation neben traditionellen Vermittlungsformen insbesondere auf interaktive Anwendungen und Videos. Dem Besucher stehen mehr als 60 speziell für die Ausstellung entwickelte Multimedia-Anwendungen zur Verfügung, mit denen er ausgestellte Objekte wie auch die Lebensläufe historischer Persönlichkeiten erkunden kann.



An den Spieleinseln, in Computerclubs oder in speziellen Veranstaltungen des HNF bieten sich insbesondere für Kinder und Jugendliche viele Möglichkeiten der Interaktion.
(Bildrechte: HNF Heinz Nixdorf MuseumsForum GmbH Foto: Jan Braun)

Die museumspädagogischen Angebote des HNF reichen von Gruppenführungen über spezielle Angebote für Lehrer bis zu Ferienprogrammen für Kinder. Darüber hinaus werden Computerclubs eingerichtet, in denen Jugendliche aktuelle Software ausprobieren und diskutieren können.

Innerhalb des breiten Veranstaltungsspektrums nimmt das „Paderborner Podium“ einen besonderen Platz ein. Hier werden mit internationaler Besetzung Fragen zu den Auswirkungen der Informations- und Kommunikationstechnologie in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur beleuchtet.

Das im Heinz Nixdorf MuseumsForum errichtete „Elektronische Klassenzimmer“ ist Bestandteil einer Initiative der Bertelsmann-Stiftung und der Heinz Nixdorf Stiftung zur Förderung der Medienkompetenz an Schule und Hochschule. Das Klassenzimmer stellt eine Lernumgebung dar, in der Lehrer und Schüler gemeinsam neueste Medien auf ihre Einsetzbarkeit im schulischen Bereich erproben sollen.

Im Eingangsbereich ist ein Museums-shop eingerichtet, und im Untergeschoß sorgt ein Bistro mit Terrasse für das leibliche Wohl der Besucher.

Sachsen und Franken in Westfalen

Beitrag von Sascha Käuper

Im Vorfeld zur großen Ausstellung 1999 in Paderborn, die an das historisch bedeutsame Treffen zwischen dem Frankenkönig Karl dem Großen und dem aus Rom vertriebenen Papst Leo III. im Jahr 799 erinnern soll, fand vom 22. bis 25. April 1997 ein wissenschaftliches Kolloquium statt. Dr. Wemhoff vom Museum in der Kaiserpfalz und Prof. Dr. Jarnut von der Universität-GH Paderborn hatten Archäologen, Historiker und einen Sprachwissenschaftler eingeladen, um durch Vorträge und Diskussionen das Verhältnis von Sachsen und Franken in Westfalen eingehend zu beleuchten. Im interdisziplinären Gespräch wurde das Bild vom Frühmittelalter in Westfalen vertieft.

Die Situation um 800 ist als Hintergrund des Treffens zwischen Frankenkönig und Papst entscheidend für dessen Einschätzung und Interpretation. Wie war also die Lage aus der Sicht der unterschiedlichen Wissenschaften und auf der Basis moderner Forschungsergebnisse beschaffen? Und grundsätzlicher: wer waren die in den Quellen nur unzureichend beschriebenen Sachsen überhaupt? In mehreren großen Themenkomplexen versuchte man, Antworten auf diese Fragen zu finden.

Im Vordergrund stand zunächst die Frage nach der inneren Differenzierung der Sachsen. Aus den Schriftquellen sind die Namen verschiedener Volksgruppen abzulesen, vor allem die der Westfalen, Engern und Ostfalen. Daneben sind jedoch auch weitere Bezeichnungen zu finden. Von archäologischer Seite war es jedoch nicht möglich, diese altbekannte Dreiteilung der Sachsen zu bestätigen. Die Funde deuten viel eher auf eine größere Vielgestaltigkeit und Kleinräumigkeit der siedelnden Gruppen. Bei eingehender Betrachtung zeigen letztlich auch die Schriftquellen kein anderes Bild. Man nimmt daher rund 15 bis 20 sächsische Gruppen an, die vermutlich unter dem Eindruck der fränkischen Kriegsbedrohung zu größeren Einheiten verschmolzen. Ein derartiger Zusammenschluß der Sachsen ist jedoch nur aus den fränkischen Mitteilungen ersichtlich, die nur von fern auf die Sachsen blicken und denen vielleicht differenzierte Angaben über die Sachsen nicht möglich waren. Denn gegen solche Zusammenschlüsse spricht etwa der Befund, daß Karl der Große die Sachsen nicht zu Entscheidungsschlachten zwingen konnte, son-

dern Jahr für Jahr erneut gegen andere revoltierende Kleingruppen antreten mußte.

Eine besondere Problematik stellte die Suche nach sächsischen Eigenarten dar. Wodurch zeichneten sich die Sachsen aus? Was sind ihre typischen Kennzeichen, mit deren Hilfe man sie von anderen frühmittelalterlichen Völkern unterscheiden kann? Die auffälligsten und bisweilen einzigen Gemeinsamkeiten zwischen den verschiedenen sächsischen Gruppen lassen sich immer noch anhand der Bestattungssitten feststellen. Die Ausrichtung der Gräber wie auch die Grabbeigaben können Aufschluß über die gentile Zugehörigkeit des Verstorbenen bieten. Doch selbst hier ist Vorsicht geboten. Die Überformung durch fränkische Gebräuche und die allmähliche Christianisierung Sachsens lassen eine Trennung zwischen Sachsen und Franken in den jüngeren Jahrhunderten schwieriger werden. Die Sachsen können ausschließlich durch Unterscheidung von anderen Völkern bestimmt werden. Wenn aber solche Unterschiede etwa durch die Übernahme fränkischer Gebräuche fortfallen, ist kaum noch zu entscheiden, ob nun ein Franke oder ein Sachse in einem Grab bestattet wurde. Eine eindeutige Zuordnung aufgrund archäologischer Funde ist nicht immer möglich.

Für die Suche nach einem ethnischen Bewußtsein der Sachsen ist das archäologische Material noch weniger geeignet. Aber da es an sächsischen Schriftquellen fehlt, ist die entscheidende Frage kaum zu beantworten: Gab es eine spezifisch sächsische Identität? Betrachteten die Sachsen sich als Gemeinschaft? Auch die Bezeichnung „Sachsen“ selbst vermag hier nicht weiterzuhelfen. Die

Franken verwendeten sie als Kampfbezeichnung, mit der sie ihre Feinde in jener Region zusammenfassend benannt haben. Sind daher die Sachsen als Volk in gewisser Weise erst durch die Karolinger „geschaffen“ worden, indem mehrere verschiedene gentile Gruppen durch diese Begrifflichkeit vereint wurden, die sich selbst womöglich gar nicht als zusammengehörig betrachtet haben?

Große Beachtung hat das Kolloquium dann insbesondere der Frage der Christianisierung gewidmet. Nach älterer und weitverbreiteter Auffassung dienten die Sachsenkriege Karls des Großen der Einführung des Christentums in jenem Raum. Dagegen konnte aber von archäologischer Seite gezeigt werden, daß es bereits seit dem 6. und 7. Jahrhundert bemerkenswerte Ansätze zur Christianisierung Sachsens gibt. Vor allem in der Nähe der großen Handelswege ließen sich Anzeichen in den Bestattungsgebräuchen (etwa durch Kreuze als Grabbeigaben) dafür finden. Das kann nicht verwundern, ist doch schon seit der Merowingerzeit ein fränkischer Einfluß auf den sächsischen Raum feststellbar. Für eine sichere Bewertung über das Ausmaß der Christianisierung

in Sachsen vor Karl dem Großen fehlen aber noch weitere Daten. Verglichen mit anderen Regionen in Deutschland ist die Zahl archäologischer Grabungen zum Frühmittelalter in Westfalen noch immer zu gering. Hier ist noch viel aufzuarbeiten. Dennoch ist man für die Ausstellung bemüht, die christliche Durchdringung Sachsens zu veranschaulichen.

Als Ergebnis des Kolloquiums ergab sich ein Konsens zwischen Archäologen und Historikern, der allerdings in entscheidenden Punkten von den älteren Forschungsmeinungen zu den Sachsen abweicht. Das Bemühen wird deshalb darauf gerichtet sein, die neuen Ergebnisse in der Ausstellung 1999 anschaulich zu präsentieren. Dabei wird insbesondere die Wandelbarkeit des Begriffes „Sachsen“ zu zeigen sein, die schon im Frühmittelalter nachweisbar ist. Den Besuchern der Ausstellung sollen die unterschiedlichen Bedeutungsinhalte dessen vor Augen geführt werden, was zu verschiedenen Zeiten als „sächsisch“ verstanden wurde. So hofft man, überkommene und starre Geschichtsbilder von „den Sachsen“ aufzubrechen.

Mit Hacke, Helm und Zeichenbrett hinab ins dunkle Mittelalter

Archäologische Stadtkerngrabung am Kötterhagen im Zentrum von Paderborn

Beitrag von Michael Ströhmer

Seit Februar 1994 arbeitete ein Ausgrabungsteam rund um das Gelände des Parkplatzes der Volksbank e.G. in der Stadtmitte an der Klärung bislang unbeantworteter Fragen zur frühen Stadtgeschichte Paderborns. Die Kampagne war auf drei Jahre festgelegt - bis zum Frühjahr 1997 -, wobei jedoch schon heute überraschende Ergebnisse zu Tage traten, die den vorgegebenen Zeitrahmen zu sprengen drohten.

Die Bezeichnung „Stadtkerngrabung“ weist bereits auf einen unkalkulierbaren Grabungsverlauf hin: Im Gegensatz zur Feldgrabung, die beispielsweise zur Freilegung einer ländlichen Siedlung durchgeführt wird, trifft die typische Stadtkerngrabung innerhalb einer mittelalterlichen Stadtbefestigung auf vergleichsweise viele Kulturschichten. Hieraus resultiert u.a. ein wesentliche höherer Zeitbedarf zur Klärung der Befundlage, da vielphasige Befunde aufgrund ihrer

Komplexität ein wesentlich komplizierteres Bild der Besiedlungsabfolge aufweisen können als zwei- bis dreiphasige Befunde einer sächsischen Siedlung des 7. Jahrhunderts. Die nahezu ununterbrochen sich hinziehende Siedlungskontinuität eines Geländes innerhalb der Stadtmauern findet sich unmittelbar im archäologischen Befund wieder.

Neben den gewünschten Aussagen zur Dichte und Art der Besiedlung, die ein vielphasiger Befund liefern kann, ergeben

sich zugleich mögliche Datierungsprobleme zu den einzelnen Schichten, da eine klare Abgrenzung zwischen den manchmal nur wenige Zentimeter starken Wohn-, Schutt- oder Brandschichten nicht mehr vorzunehmen ist. Die Archäologen sprechen hierbei von einer „Störung der Stratigraphie“, einer nicht zweifellos klärbaren Abfolge der vorgefundenen Siedlungs- und Zerstörungsschichten innerhalb eines Grabungsabschnittes. Einen guten Eindruck von der Komplexität und Dichte eines Grabungsabschnittes bietet u.a. „Fläche 1“ der Kötterhagen-Grabung: Innerhalb einer ehemaligen Lagerhalle wurden zu Beginn der Kampagne vier Flächen „geöffnet“, d.h. der Betonfußboden der Halle wurde an mehreren Stellen aufgestemmt und der Schutt abgetragen. In den nunmehr unversiegelten Flächen arbeitete sich die Grabungsmannschaft vorsichtig Schicht für Schicht in die Tiefe.

Das unterste Niveau von Fläche 1 lag rund sieben Meter unterhalb der ehemaligen Betonversiegelung; die keramischen Scherbenfunde lassen eine Datierung der Schicht in das 13. Jahrhundert zu. Steht man nun unten in Fläche 1 - mit seinen Füßen auf dem Fußboden eines Hauses aus dem 13. Jahrhundert - erkennt man an der vor einem aufragenden Flächenwand, dem „Profil“, die Abfolge vieler verschiedenfarbiger Erdschichten von unterschiedlicher Stärke und Konsistenz. So weisen z.B. poröse, rötliche Schichten auf Brandspuren hin, da zum Hausbau verwandter Lehm (Fachwerkfüllungen, Fußboden, etc.) unter der Hitze des Feuers „gebrannt“ wurde und sich dabei verfärbte. Schicht für Schicht erstreckt sich die Stratigraphie weit über den eigenen, „behelmt“ Kopf hinauf bis zum Rand der Fläche, von dem man mittels einer Leiter herabgestiegen war. Soweit dieser kurze Blick auf das Grabungsgelände.

Das Ziel der Forschungsgrabung am Kötterhagen liegt im wesentlichen in der Beantwortung zweier Fragekomplexe:

1) Die Klärung des Mauerverlaufs der Domimmunität. Hierbei galt es vor allem, die Ergebnisse früherer Nachkriegsgrabungen von B. Ortmann und W. Winkelmann zu überprüfen und gegebenenfalls zu ergänzen. Es schloß sich die Frage an, ob die Do-

mimmunität tatsächlich bereits im 9. Jahrhundert befestigt war, ob sich Erneuerungs- oder Ausbesserungszonen an einer vorgefundenen Befestigung nachweisen lassen, oder zu welchem Zeitpunkt die Domimmunitätsmauer überflüssig geworden ist und abgerissen wurde. Aus der Klärung der letzten Frage erhoffte man sich eventuell neue Rückschlüsse über einen Besitzwechsel des Areals von klerikaler in bürgerliche Hand.

2) Die Klärung der Frage nach einer frühen Besiedlung außerhalb der Domimmunität. Gibt es im Grabungsgebiet am Kötterhagen, das unmittelbar vor dem vermuteten Verlauf der Domimmunitätsmauer liegt, Hinweise auf eine frühe, „bürgerliche“ Besiedlung? War das Gelände der Domimmunität bereits vor 776 besiedelt, etc.?

Über diese speziellen Fragekomplexe zur frühmittelalterlichen Stadt hinaus interessieren die Stadtarchäologie alle Hinweise, die das bis heute teilweise noch sehr lückenhafte, neuzeitliche Bild der Stadtentwicklung Paderborns ergänzen können.

Ein Großteil der Arbeit, die zur Beantwortung der oben aufgeführten Fragen notwendig war, übernahm das Grabungsteam vor Ort. Es bestand aus einer Kernmannschaft von fünf bis zehn ABM-Kräften und sechs bis zehn studentischen Grabungshelfern, die besonders in den Semesterferien durch eine Anzahl zusätzlicher Studenten verstärkt wurde. Permanent vor Ort leitet die Archäologin Marianne Moser M.A. die Ausgrabung, wobei Grabungstechniker Falk Versen die Verantwortung für alle technischen Aufgaben wie statische Sicherung der vertieften Flächen, Organisation der Arbeitsabläufe, etc. übernahm. Ihnen zur Seite stand ein weiterer angehender Grabungstechniker, der sein Jahrespraktikum am Kötterhagen ableistete. Gearbeitet wird im Sommer von 6.30 Uhr bis 15.30 Uhr, im Winter verschob sich die Arbeitszeit um eine Stunde. Die wesentliche Aufgabe der Grabungshelfer besteht im „Abtiefen“ der Flächen, d.h. im sorgfältigen Abtragen von Erdschichten. Dies kann „grob“ mit Hacke, Schaufel und Spaten vorgenommen werden, bei sensibleren Bereichen bedient man sich jedoch meist der sog. „Kratze“, einem

zweckentfremdeten Gartengerät zum Unkrautziehen. Hinzu kommen Arbeiten wie das „Einmessen“, Zeichnen oder Nivellieren der Befunde.

Besondere Sorgfalt gilt den beim Abtiefen ans Licht getretenen Funden. Sie werden in sog. „Fundkisten“ gesammelt ohne vorerst eine weitere Differenzierung vorzunehmen. Diese erfolgt erst später beim Reinigen des Fundmaterials. Zuordnungskriterium eines Fundes ist das Material, aus dem er besteht: So werden alle geborgenen Objekte zuerst den Gruppen „Keramik“, „Knochen“, „Leder“, „Holz“, „Eisen“, „Buntmetall“ oder „Glas“ zugeordnet; eine feinere Differenzierung, z.B. der Keramik in „Steinzeug“, „Irdenware“, „Fayence“, etc. erfolgt erst in einer späteren Aufbereitungsphase. Den Keramikfunden kommt hierbei eine hervorgehobene Bedeutung zu, da sie als „Leitfossilien“ fungieren können, d.h. sie ermöglichen aufgrund gut dokumentierter, charakteristischer Vergleichsbeispiele eine Datierung des Fundes und damit der gesamten Schicht, aus der er stammt.

Hieraus wird schon deutlich, daß es der Archäologie nicht darum gehen kann, eine möglichst hohe Fundausbeute zu erzielen, und diese den eigentlichen Grund der Grabung darstellt. Die oft gestellte Frage von Passanten, ob wir „denn schon Gold“ oder ähnliches gefunden hätten, vermittelt eine irriige Annahme von den Aufgaben der Archäologie: Es geht primär um die Freilegung, Sichtung, Dokumentation und - soweit möglich - Sicherung der Befunde. Ausgegrabene Funde spielen eine wichtige Rolle für die Datierung und Illustration von Befunden. Ein gutes Beispiel hierfür bot die Ausstellung zur Grabungskampagne der Paderborner Stadtarchäologie auf dem „Kamp“-Gelände. Sie war im Museum in der Kaiserpfalz bis zum September 1996 zu sehen und deutete bereits im Ausstellungskonzept die Aufgabenverteilung zwischen Befund- und Fundkomplexen an. Durch eine räumliche Teilung der Ausstellungsfläche in eine Dokumentation der „Befund“-Zusammenhänge - vorwiegend durch großformatige Pläne, Fotos, Illustrationen und Rekonstruktionszeichnungen etc. verdeutlicht - und der Ausstellung eines Teils der im

Befundzusammenhang gemachten „Funde“ in den Vitrinen, sollte dem Besucher das Zusammenspiel beider Seiten der Archäologie vor Augen führen.

Zurück zur Grabung. Nachdem nun versucht wurde, einen flüchtigen Eindruck von der Zielsetzung der Ausgrabung am Kötterhagen, dem Grabungsteam und seiner täglichen Arbeit zu vermitteln, sei noch ein kurzer Blick auf die Vorbereitungsphase einer Stadtkerngrabung geworfen. Denn hier ist neben dem Archäologen ebenso der Historiker gefragt. Vor dem „ersten Spatenstich“ sind archivalische Vorstudien unerlässlich. Die Bebauungsgeschichte des zu ergrabenden Geländes muß so weit wie möglich geklärt werden; sie hilft, die Argumente abzuwiegen, inwieweit eine Grabung an der einen oder anderen Stelle der Innenstadt überhaupt relevant sein kann. Als kartographische Quellen stehen u.a. neben der Paderborner Urkatasterkarte von 1830 eine Katasterkarte von 1903 zur Verfügung, die die Parzellierung des Vorkriegszustandes am Kötterhagen dokumentiert, sowie ein Exemplar von 1956, welche die Kriegsschäden berücksichtigt. Als Bildquellen fungieren alte Vorkriegsfotos, Luftaufnahmen und Ansichtskarten der Gebäude des heutigen Grabungsgeländes. Schriftliche Aufzeichnungen wie z.B. eine private „Einwohnerliste“ eines Paderborner Bürgers, der 1938 allen Häusern der Stadt nach Hausnummern Namen und Beruf ihrer Bewohner zuordnete - beginnend mit dem Jahre 1769 (!) - geben aufschlußreiche Hinweise zur ehemaligen Sozialstruktur. Ebenfalls wichtige Informationen können alte Zeitungsartikel liefern, die sich heimatgeschichtlich der Baugeschichte einzelner Bauten oder ganzer Stadtviertel widmen.

Trotz aller intensiven archivalischen Vorarbeiten ist eine lückenlose Klärung der Bau- und Sozialgeschichte aufgrund bildlicher und schriftlicher Überlieferungen nicht möglich. Allein die Zerstörungen des letzten Krieges an Beständen archivalischer Quellen schufen nicht nur für das Gelände am Kötterhagen eine schlechte Aktenlage. Somit können die historischen Bemühungen im Vorfeld der Grabungskampagne am Kötterhagen nur partiell Hinweise zur Bauge-

schichte oder Einwohnerschaft des zu ergrabenden Geländes liefern, die sich jedoch durch spätere Ausgrabungsbefunde falsifizieren lassen. Für die speziell frühmittelalterlichen Schwerpunkte der Grabung am Kötterhagen versiegen die schriftlichen Quellen jedoch nahezu vollständig.

Abschließend einige Angaben zum aktuellen Stand der Grabung im Januar 1997. Insgesamt wurden bei der Grabung am Kötterhagen sechs Flächen geöffnet, vier relativ kleine Flächen innerhalb der ehemaligen Lagerhalle, zusammen ca. 170 m², sowie zwei großen Flächen im Freien auf dem Gelände des Volksbank-Parkplatzes mit ca. 600 m². Damit gehört diese Stadtkerngrabung zu den großflächigen Kampagnen der Stadtarchäologie. Am weitesten fortgeschritten sind die Arbeiten in der bereits erwähnten Fläche 1, deren unterste Schicht in das 13. Jahrhundert datiert wird. Die große freiliegende Fläche auf dem Parkplatz läßt nach Abtragung einer über vier Meter starken Humusschicht im untersten Niveau eine Datierung in das 15. Jahrhundert zu. In beiden Flächen ermöglichten keramische Scherbenfunde diese Zeitstellungen.

Anhand der Grabungsergebnisse läßt sich eine vorläufige Besiedlungsgeschichte dieses Abschnittes wie folgt rekonstruieren. Grob weist das Areal in den Grenzen der ehemaligen Lagerhalle vier Bauphasen auf. Als erstes traf das Grabungsteam auf steinerne Bauten des 19. Jahrhunderts. Es handelt sich um kleine, giebelständige Häuser mit einer Grundfläche von ca. 5 x 9 Metern sowie vermutlich mehreren südlichen Anbauten. Der Vergleich mit besagter „Einwohnerliste“ von 1938 bestätigt über die Berufsbezeichnungen der Einwohner die Wohnungen eines kleinbürgerlichen Handwerkertums an dieser Stelle. Die zweite, unterhalb der ersten liegende Bauphase bildet ein großer Saalbau aus Stein. Der Bau ist ohne Keller angelegt, der Eingangsbereich weist ein Rundbogenportal auf. Der Fundkomplex dieser Schichten deutet auf einen Bau des 14. Jahrhunderts hin. Unterhalb dieses großen Saalbaus erstreckt sich ein weiterer Bau, ebenfalls ohne Keller, der bis heute keine klaren Baustrukturen erkennen läßt. Der Fund von Resten eines Heiz-

ofens deutet auf eine Wohnfläche des Gebäudes aus dem 13. Jahrhundert hin.

Bis zum Frühjahr 1997 wurde eine weitere Parzelle (Kötterhagen 17) im Westen des Grabungsgeländes untersucht. Hier stand bis in die achtziger Jahre ein moderner Flachbau („Paletten-Bar“) über einem barocken Gewölbekeller, der dem ehemaligen „Alten Brauhaus“ zu zuordnen ist. Der ursprüngliche Fachwerkbau des ehemaligen „Brauhauses“, über dessen Aussehen einige erhaltene Photographien noch Auskunft geben können, wurde im Krieg zerstört. Die Grundsteinlegung der erhaltenen Kellerranlage - in der nie Bier gebraut, sondern nur die Fässer gelagert wurden - ließ sich aufgrund des Fundspektrums aus der Kloake, die sich östlich des Kellers anschließt, auf den Zeitraum zwischen dem 17. bis Mitte des 18. Jahrhunderts datieren.

Überraschend ist dabei die Tatsache, daß sich der barocke Gewölbekeller samt Kloake unmittelbar östlich am Westabhang eines ehemaligen Steinbruchs anlehnt, von dessen Existenz man bisher nichts wußte. Nur der heutige Straßenname „Grube“ (Ersterwähnung 1294) deutet an, daß es in dem Gelände östlich des eigentlichen Grabungsareals eine sich weit erstreckende grabenartige Bodenvertiefung gegeben hat, deren westliche Ausläufer durch die Brauhausgrabung angeschnitten worden sind.

Besonders auffällig tritt dieser Befund im Zusammenhang mit dem weiteren Grabungsverlauf zu Tage: Im Süden der Parzelle konnten die Mauerreste eines Vorgängerbau freigelegt werden, die rund zwei Meter über dem Niveau des Barockkellers lagen. Bei dem Vorgängerbau handelte es sich wahrscheinlich um einen mittelalterlichen Steinwerkkeller, dessen Keramikspektrum auf einen Entstehungszeitraum zwischen 1250 und 1300 hinweist. Die Interpretation dieser ungewöhnlichen Befundlage macht exemplarisch deutlich, wie schnell eine isoliert angewandte stratigraphische Datierungsmethode in die Irre führen kann. Denn bei der Interpretation der Kellerbefunde ist nicht nur eine horizontale Umkehrung der Stratigraphie zu beachten, sondern darüber hinaus auch eine vertikale Schichtabfolge zu berücksichtigen, die durch die

Abbaumaßnahmen und anschließenden Schuttverfüllungen im ehemaligen Steinbruchgelände hervorgerufen wurden. So ist zu erklären, daß ältere neben wesentlich jüngeren Fundobjekten auf demselben Niveau in den Boden gelangen konnten, da im Zuge der Steingewinnung das Gelände weniger abgetieft als die Arbeit an der Peripherie vorangetrieben wurde.

Daß die Fragen rund um den dubiosen Steinbruch die Archäologen auch in Zukunft noch beschäftigen werden, deuten bereits die Ergebnisse der Probebohrungen im übrigen Gelände an: Die tiefste Bohrung stieß erst

bei 13,80 m unter dem derzeitigen Bodenniveau des Parkplatzgeländes auf den anstehenden Fels; das Grabungsteam drang bisher „lediglich“ auf eine Tiefe von 7,70 m unter Niveau vor, bis es aus Gründen der statischen Sicherheit gezwungen war, die Arbeit vorerst einzustellen.

Für weitere Nachfragen zur Ausgrabung am Kamp oder am Kötterhagen steht Grabungsleiterin Marianne Moser nach telefonischer Anmeldung gerne zur Verfügung (Grabungsbüro am Kötterhagen: Tel. 05251/294398).

Innovationsgeschichte – Wirtschaft, Technik, Gesellschaft

Interdisziplinäre Veranstaltung unter regionalhistorischer Perspektive

Beitrag von Dr. Peter Respondek

Die Veranstaltungsreihe „Fragen der Wirtschafts- und Sozialgeschichte“, die von Lehrenden der Geschichts-, der Wirtschafts- und der Ingenieurwissenschaften getragen wird, stand im Sommersemester 1997 unter dem Thema „Innovation“.

Am Beispiel der elektrischen Energieversorgung versuchten die an diesem Kolloquium teilnehmenden Wissenschaftler und Studenten, jeweils vom Standpunkt ihres Faches aus, das Verhältnis von Technik, Wirtschaft und Gesellschaft auszuloten. Ausgangspunkt hierfür war der Blick auf jene historischen Prozesse, die sich unter dem Begriff der „Industrialisierung“ subsumieren lassen. Soziale, ökonomische, kulturelle, politische, wissenschafts- und mentalitätsgeschichtliche Aspekte kamen dabei ebenso zur Sprache, wie die Qualität und der Zeitpunkt technischer Errungenschaften und deren Auswirkungen auf den Menschen und seine Umwelt. Ergänzt und erweitert wurde die themenspezifisch eher theorieorientierte Diskussion um die sehr praktisch angelegte Frage nach der musealen Präsentation technischer Entwicklungen. Als Beispiel diente das neu eingerichtete „Technik-Museum Soest – Haus der nützlichen Künste“ am Universitätsstandort Soest.

Wie schon in den vergangenen Semestern, waren auch diesmal externe Referenten der Einladung der Veranstalter (W. Becker, FB 16, Abt. Soest/ F. Göttmann,

FB1/K.-H. Schmidt, FB 5) gefolgt. Ihre sich auf bereits abgeschlossene oder noch laufende Forschungsarbeiten stützenden Beiträge lieferten der Diskussion wichtige Impulse. Gleiches gilt für die Referate seitens der Studenten.

Für den wissenschaftstheoretischen Hintergrund des Kolloquiums sorgte der Bielefelder Technikhistoriker Prof. Dr. Joachim Radkau mit seinem Vortrag „Technikgeschichte als Spezial- und als Totalgeschichte“. Nach einem kurzen, der Orientierung dienenden Forschungsüberblick, skizzierte Radkau die Entwicklung des Faches von seinen Anfängen als traditionelle Geschichte der Erfindungen und Erfinder bis hin zu dem, was eine „moderne“, d.h. leistungsfähige Technikgeschichte auszeichnet. Hatte sich die Technikgeschichte zu Beginn der sechziger Jahre durch zunehmende Professionalisierung und durch Integration in die Geschichts- und Sozialwissenschaften auch als selbständige akademische Fachdisziplin etablieren und damit das alte Stigma, lediglich Neben- und Altersbeschäftigung technischer Praktiker zu sein, auflösen können, so blieb ihre Konzeption noch lange mit

Unzulänglichkeiten behaftet. Bis in die siebziger Jahre war Technikgeschichte vor allem Innovationsgeschichte, die wie selbstverständlich dem Fortschrittsparadigma folgte. Eine Veränderung brachte die ökologische Bewegung und die mit dem Protest gegen die Kernenergie einsetzenden öffentlichen Technikdiskussionen. Das alte Konzept des technischen Fortschritts wurde von nun an mehr und mehr relativiert und schließlich durch wertfreie Modelle des technischen Wandels ersetzt. Grundlegend war seitdem auch die Erweiterung technikhistorischer Forschung. Neben der Erfindung rückte zunehmend die industrielle Entwicklung, die damit verbundene Verbesserungsinnovation, die Technik-Diffusion und der Technologietransfer in den Mittelpunkt technikgeschichtlicher Fragestellungen. Neue Themen, wie „Technik und Umwelt“, „Technik, Medizin und Hygiene“, „Technischer Fortschritt und politische Verantwortung“, „Technikfolgenabschätzung“ oder die Erforschung großer technischer Systeme (etwa die Netze der Energieversorgung), führten die Technikgeschichte aus ihrem geistigen Ghetto, ließen sie prozessualer, industrieller, sozialer und politischer werden. Die gemachten Fortschritte innerhalb des Faches sind also erkennbar. Trotzdem bleiben Forderungen, die bis heute nur zum Teil als erfüllt gelten können. Wenn Technikgeschichte sinnvoll sein soll, muß sie, so das zentrale Postulat Radkaus, interdisziplinär und im Rahmen allgemeiner historischer Problemstellungen betrieben werden. Technische Neuerungen sind in ihren Bedingungsbeziehungen und komplexen Wechselwirkungen zu erkennen und darzustellen. Dennoch darf Technikgeschichte nicht nur „allgemeine“, sondern muß zugleich auch „spezielle“, d.h. technische Geschichte der Technik sein, die sich auf die Beschreibung und Erklärung technischer Sachsysteme versteht. Erst die kritische, „mit Augenmaß“ vorgenommene Verbindung von Spezial- und Totalgeschichte führt zu aussagekräftigen Resultaten.

Eine Anwendung von Technikgeschichte bot der Vortrag des Münsteraner Doktoranden Christoph Ketteler über „Die Anfänge der Elektrizitätsversorgung auf dem Lande,

dargestellt am Beispiel der Landkreise Münster und Warendorf (um 1900)“.

Wie Ketteler ausführte, lassen sich erste Bemühungen um die Elektrifizierung beider Landkreise auf die Zeit schon weit vor dem Ersten Weltkrieg datieren. Der Weg dorthin führte von sog. Einzelanlagen, die zunächst einmal der Selbstversorgung dienten, über Anlagen, die die Nachbarschaft, nahe gelegene Häuser, Geschäfte oder Fabriken gegen Entgelt mit elektrischer Energie belieferten, bis hin zur Versorgung ganzer Orte und Gemeinden und schließlich zum Bau von Überlandzentralen. Zahlreiche Hürden waren dabei zu nehmen. Konkurrenzdenken, etwa seitens der älteren Gasindustrie, der Gasmotoren- und anderer Kleinmotorenhersteller behinderten den Elektrifizierungsprozeß erheblich. Hinzu kamen Schwierigkeiten mit den Grundbesitzern, auf deren Gebiet der Leitungsbau erfolgen sollte, Unsicherheiten hinsichtlich des tatsächlich zu erwartenden Stromverbrauchs in der Region und personelle Engpässe des zuständigen EWW (Elektrizitätswerke Westfalen). Dem Ausbau des Stromnetzes förderlich, erwies sich, so Ketteler, der Erste Weltkrieg. Insbesondere der Beleuchtungs- und Brennstoffmangel ließ die Elektrizität zur wichtigsten „alternativen“ Energiequelle werden. Der Weitblick einiger leitender Verwaltungsbeamter in Münster und Warendorf, die die Bedeutung und die Perspektive dieser neuen Energiequelle erkannt hatten, tat ein übriges. Lebhaft diskutiert wurde auch die Frage, welche Energieform sich für den landwirtschaftlichen Betrieb am besten eigne und der sich geradezu sprunghaft entwickelnden Mechanisierung der Landwirtschaft angemessen sei. Zur Auswahl standen fünf verschiedene Energieformen. Die zum Einsatz kommenden Maschinen konnten bewegt werden: 1. durch die menschliche Hand, 2. durch Zugtiere (Pferd, Ochse etc.), 3. durch die Dampfmaschine (Lokomobile), 4. durch Gas- und Flüssigkeitsmotoren (d.h. Autin, Benzol, Benzin, Ergen, Naphtalin u.a.) und 5. durch Elektromotoren. Der niedrige Preis und die geringe Unterhaltung, das leichte Gewicht, die gute Transportfähigkeit, die bequeme Handhabung und die Tatsache, daß mit Elektromotoren Arbeiten verrichtet

werden konnten, die z.B. mit Dampfmaschinen nicht zu erledigen waren, brachten die Entscheidung weitgehend zu Gunsten des Elektromotors. Vorzüge gegenüber Gas und Petroleum bot die Beleuchtung mittels Strom. Sauberkeit und Feuersicherheit im Haus wie in den Wirtschaftsgebäuden, große Helligkeit, völlige Unabhängigkeit von Wind und Wetter sowie die Bequemlichkeit und die Sicherheit des Anzündens festigten den Ruf der Elektrizität als innovativen, modernen Energieträger, ohne den Landwirtschaft in Zukunft nicht mehr denkbar war.

Die Nutzung der Naturkraft Elektrizität als universell einsetzbare Energie war ein Schlüsselereignis bei der Entstehung der modernen Industriegesellschaft. Seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgten grundlegende Entdeckungen und Erfindungen, die technische Anwendungen der Elektrizität erlaubten. Die Arbeiten Voltas, die Forschungen Faradays oder die Erfindungen von Edison und Siemens waren wichtige Meilensteine auf diesem Weg. War das 19. Jahrhundert von der Dampfkraft geprägt worden, so wurde an der Schwelle des heraufziehenden 20. Jahrhunderts durch die Nutzung der Elektrizität eine zweite Industrielle Revolution in Gang gesetzt, die „Eine neue Epoche in der Culturgeschichte der Menschheit“ so der Titel des Vortrages von Dr. Theo Horstmann, Wirtschaftshistoriker und Pressesprecher der VEW-Bezirksdirektion Dortmund, einleitete. Wie sehr technische Determinanten, aber auch politische, ökonomische und soziale Konflikte den Elektrifizierungsprozeß bestimmten, beschrieb Horstmann am Beispiel Westfalens und seiner Stromversorgung durch die VEW (Vereinigte Elektrizitätswerke Westfalen). Mitte der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts hielt die Elektrizität Einzug in Westfalen, zunächst im privaten Bereich für einen begrenzten Interessentenkreis und in den Zechen und Fabrikanlagen der Industrieregionen. Den ersten Schritt zu einer öffentlichen Stromversorgung tat als erste Kommune in Westfalen die Stadt Gevelsberg, indem sie 1890 ein Dampfkraftwerk errichtete, das Strom für Licht und Kraft an jedermann abgab. Der Bau des Dortmunder Hafens als Endpunkt des neuen Dortmund-Ems-Kanals

brachte schließlich die Entscheidung über die öffentliche und damit umfassende Stromversorgung. 1896 beschloß Dortmund die Errichtung einer „elektrischen Centralstation“, die Hafen und Stadt mit Energie versorgen sollte. Den maßgeblichen Schritt über die städtische Versorgung hinaus auch ländliche Regionen durch große Überlandzentralen zu beliefern, taten in Westfalen die 1906 in Hagen gegründete Elektrizitätswerk Mark AG, die im selben Jahr in Bochum gegründete Elektrizitätswerk Westfalen AG und das 1908 gegründete Westfälische Verbands-Elektrizitätswerk in Kruckel. Die beiden letztgenannten Unternehmen gehörten neben dem Städtischen Elektrizitätswerk Dortmund zu den Gründern der VEW, deren Generaldirektion ihren Sitz in Dortmund nahm. Regionale Bezirksdirektionen entstanden in Bochum, Dortmund und Münster. Die Elektrifizierung veränderte Leben und Arbeit der Menschen grundlegend. Für jedermann wahrnehmbar war die neue Energie in den Gemeinden, die die öffentliche Beleuchtung elektrifiziert hatten. Mit dem Anschluß an die öffentliche Stromversorgung erhielten Handwerk und Kleingewerbe eine preisgünstige und bequeme Antriebsenergie. Der Elektromotor entsprach nahezu allen Forderungen, die ein Handwerksbetrieb an eine Maschine stellte. Auch im privaten Haushalt prägten Technik und Elektrizität, wie Horstmann ausführte, zunehmend Leben und Arbeit der Menschen, indem sie für eine saubere Beleuchtung der Wohnung sorgten und die Anwendung von Koch- und Wärmegegeräten ermöglichten. Elektrisch angetriebene Waschgeräte kamen kurz vor dem Ersten Weltkrieg in Gebrauch, Staubsauger in Mode. Bis zur durchgehenden Elektrifizierung der Haushalte sollten jedoch noch einige Jahrzehnte vergehen. Sie wurde erst eine Erscheinung der fünfziger und sechziger Jahre.

Dort, wo Geschichte mit bildlichen Vorstellungen vermittelt wird, hinterläßt sie, so die allgemeine Erkenntnis, deutlichere und tiefere Spuren als die distanzierten Versuche wissenschaftlicher Geschichtsaufklärung. Das dies allerdings nicht immer leicht ist, wissen Museologen und Museumspädagogen nur zu genau. Über

Möglichkeiten Technik, Wirtschaft und Gesellschaft im Museum im historischen Kontext darzustellen, informierte Priv.-Doz. Dr. Jörn Sieglerschmidt vom Landesmuseum für Technik und Arbeit, Mannheim in seinem Vortrag „Zur Museumskonzeption technikgeschichtlicher Themen und deren praktische Umsetzung“. Weshalb Menschen ins Museum gehen, hat unterschiedliche Gründe. Die einen tun es aus dem Bedürfnis nach Wissenserweiterung heraus, andere wiederum in Erwartung anregender Unterhaltung, die sich oft genug in aktivem Dösen oder kulturellem Window-Shopping erschöpft. Dieser Tatbestand berührt die Frage: Was überhaupt ist ein Museum, und was seine Aufgabe? Man verrät kein Geheimnis mit der Feststellung, so Sieglerschmidt, daß sich hinter dem Begriff „Museum“ eine nur schwer zu überschauende Vielzahl von Einrichtungen mit höchst unterschiedlichen Arbeitsmethoden und Zielsetzungen verbirgt. Nicht selten wird vom Museum gesprochen, wo es besser „Gemäldegalerie“, „Artefaktensammlung“ etc. hieße. Da sich die einzelnen Museumstypen viel zu sehr unterscheiden, lassen sich nur schwer allgemeingültige Aussagen über das Museum als Gesamteinstitution machen. Möglicherweise liegt der Reiz museumslandschaftlicher Gestaltung darin, daß sich neben dem von engagierten Laien liebevoll, aber dilettantisch betrauten Heimatmuseum die nach streng wissenschaftlichen Gesichtspunkten organisierte Forschungs- und Dokumentationsstätte, neben dem Musentempel der Lernort findet. Viel zu lange lag dem Museum, so Sieglerschmidt weiter, eine zu enge, zu absolut auf die kognitive Rezeption aus-

gerichtete Vorstellung von Lernen zugrunde, eine Vorstellung, die sich mit dem Anbringen langer Schrifttafeln und der Nutzung von Tonbandgeräten und audio-visuellen Apparaten begnügte und sich nicht mit den besonderen Möglichkeiten des Museums auseinandersetzte. Dies ging an den Bedürfnissen und Interessen beinahe aller denkbaren Besuchergruppen vorbei und führte schon bald in das andere Extrem, in ein fast lukullisch-genußvoll inszeniertes Ausstellungstheater. Aufgabe für alle Museen und ihre Didaktik sollte sein, museal präsentierte Geschichte möglichst vielen Menschen als ausschnitthafte Rekonstruktion vergangener Wirklichkeit erlebbar und damit im wahrsten Sinne des Wortes begreifbar zu machen. Zu erreichen ist dieses Ziel etwa dann, wenn Museumsbesucher Elemente ihrer Alltagswelt wiederfinden und in die Lage versetzt werden, Entwicklungslinien zwischen Gestern und Heute zu erkennen. So steht z.B. der mittelalterliche Kienspanhalter und die Armand-Öllampe des 19. Jahrhunderts in einer Reihe mit der uns heute selbstverständlichen Glühbirne. Wichtig, nicht zuletzt für technikhistorische Museen, ist dabei die „Vermittlung komplexer Geschichtsbilder“ und nicht die Präsentation imposanter technikgeschichtlicher Objekte, an deren bloße Ästhetik sich schon mancher verlor. Denn nur so lassen sich Vergangenheit und Gegenwart verbinden und erklären, wird aus dem Museum auch ein Forum für die Diskussion von Gegenwartsproblemen und Zukunftsaufgaben unserer Industriegesellschaft.